

Third Mission 2: Experiment, Qualifikation, ökonomischer Nutzen

THOMAS S. HOFFMEISTER: Für mich sind Universitäten Bildungsstätten, die im besten Fall mündige, kritische, kreative Bürger entlassen, die gesellschaftliche Herausforderungen der Zukunft werden lösen können. Wie arm wäre ein Land, das nur an die Produktionskette denkt. Bildung ist ein hoher kultureller Wert. Interessanterweise hat er aber oft – teilweise kurzfristig, teilweise längerfristig – auch einen monetären Nutzen. Transfer in der Lehre ist und sollte also nicht Kern der Lehre sein, sondern ein Experimentierfeld im Studium, das zweierlei Dingen dient: er gibt den Studierenden die Gelegenheit, sich an aktuellen gesellschaftlichen Fragen im gesellschaftlichen Raum auszuprobieren und mit der Bürgergesellschaft zu interagieren. Für die Gesellschaft steigert es die Wahrnehmung und den wahrgenommenen Wert der Universität und erdet die Universität in der Region. Und weil dies wichtig ist, ist der Transfer in der Lehre eine dritte Mission der Universität.

SIBYLLE MÜHLEISEN: Zur Beantwortung der Frage müsste erst geklärt werden, was wir unter dem Begriff Transfer verstehen. Bezogen auf transferorientierte Lehre bin ich der Meinung, dass es ein integraler Bestandteil von Forschung und Lehre ist. Der Kodex für gute Lehre an der Universität Konstanz schreibt fest, dass den Studierenden fachliche und überfachliche Kompetenzen vermittelt werden sollen, die für wissenschaftliche Tätigkeiten und für wissenschaftlich begründetes und verantwortungsvolles Handeln in der Praxis relevant sind. Dabei sollen Studierende kritisches Urteilsvermögen und die Fähigkeit zum Lösen komplexer Probleme entwickeln, die sozialen und ethischen Aspekte ihres Handelns reflektieren und gesellschaftliche Verantwortung übernehmen. Transferorientierte Lehre fördert dieses gewünschte Qualifikationsprofil ihrer Studierenden besonders gut. Studierende wenden im Sinne des forschenden Lernens wissenschaftlich generiertes Wissen auf neue Fragestellungen an, generieren dadurch neue Erkenntnisse und transformieren diese situationsgebunden auf komplexe Sachverhalte. Die Verknüpfung von Handlungswissen mit etabliertem Wissen führt außerdem zu einer kritischen Hinterfragung der Fachtraditionen, Fachroutinen, fachlichen Methoden. Zudem ist transferorientierte Lehre curricular verankert und immer an fachwissenschaftliche oder überfachliche Lehrinhalte angebunden.

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Das Problem entsteht durch die Übernahme eines Begriffs, der für die Zusammenarbeit der Technik- und Naturwissenschaften mit der Industrie gut eingeführt war. In diesem Kontext lässt sich klar sagen, was denn unter Transfer verstanden wird: das Übergehen eines Wissens von einer auf die andere Seite. Es geht um die wirtschaftliche Verwertbarkeit von wissenschaftlich generiertem Wissen – etwa durch Patentierung, Auftragsforschung, Lehrstuhlstiftung u. v. a. m. In diesem Zusammenhang galt und gilt: die Wissenschaft hat einen vom Staat rechtlich und ökonomisch geschützten Arbeitsbereich, der es ihr möglich macht, Fragen zu stellen oder Probleme zu lösen, deren unmittelbarer wirtschaftlicher Nutzen unklar ist oder viel zu aufwändig oder zu teuer wäre. Das bedeutet aber auch: Wissenschaft hat den Auftrag, ja, geradezu den Zwang, sich unabhängig vom Zeit- und Kostenfaktor auf die Neuheit von Feldern, Fragen, Themen zu spezialisieren. Dabei generiert sie mitlaufend Innovationen, die man durchaus wirtschaftlich ausbeuten kann. Und eben hier ist der Ort des Transfers – die Wissenschaft transferiert ihre Ergebnisse aus der Universität heraus in einen nicht-akademischen Handlungsraum. Dieser handelt dann nach eigener Logik, und das ist auch gut so.

Die Übertragung dieses Begriffes auf die Lehre aller Disziplinen oder das zivilgesellschaftliche Engagement der Institution ist jedoch mit erheblichen Hindernissen verbunden. Zum einen ist die Trennung von akademischen und außerakademischen Partnern im klassischen Wissens- und Technologietransfer eine grundlegende Erfolgsbedingung. Im weit gefassten Transferbegriff der Gegenwart jedoch geht es gerade um die Überwindung dieser Barriere: beide Partner sollen und müssen sich bewegen, sich verändern, wenn Transfer produktiv werden soll. Zu erwarten, dass beide Partner sich bewegen sollen, widerspricht dem Transferbegriff deutlich. Dieser ist auf eine Richtung ausgelegt: Wissen wird erzeugt (an der Universität) und dann (einem außeruniversitären Partner) übergeben. Die Produktivität von aktuellen Transferprojekten bemisst sich jedoch gerade am Ausmaß der Wechselseitigkeit des Austauschs. Beide geben und nehmen. Beide Partner lernen voneinander. Beide Partner verändern sich miteinander.

Eine solche Auffassung freilich setzt hohe Maßstäbe für die Kriterien, die an den Transferanteil von Forschung und Lehre gelegt werden (wobei diese Kriterien selbstverständlich unterschiedlich ausfallen müssen). Die deutsche Universität steht auf halbem Wege, so argumentierte Wilfried Müller, Sozialwissenschaftler und ehemaliger Rektor der Universität Bremen, einmal, zwischen strikter institutioneller Hierarchie und organisatorischer Gemeinschaft von Gleichen. Diese Positionierung muss ergänzt werden um drei Hinweise: einerseits ist die Universität als Organisation (und/oder Institution) durch die Trennung in Wissenschaft und Verwaltung charakterisiert. Diese beiden Bereiche operieren nicht entlang derselben Logik und teilen auch keineswegs das gleiche Selbstverständnis. Liebe vergeht, Acker besteht – diese Bauernweisheit, so bemerkte der Ethnologe und Medienwissenschaftler Erhard Schüttpeitz einmal, lasse sich gut auf das Verhältnis zwischen Verwaltung und Wissenschaft an deutschen Universitäten beziehen: Die Verwaltung seien in der Regel Einheimische, die qua ortsbezogener Kontinuität die Universität als ihr Eigentum ansähen. Die Wissenschaft wiederum – eine Gruppe mehr oder weniger temporärer Bewohner – verstünde sich als ei-

gentlich zu verwaltenden Inhalt, also als rechtmäßige Eigner der Universität. Zweitens ist die Hierachiefreiheit der Gelehrtenrepublik in Deutschland nur Professorinnen und Professoren vorbehalten – ganz wie ein klassischer britischer Gentlemen's Club. Argwöhnisch wird dieser Status gepflegt und dem für geeignet gehaltenen Nachwuchs vermittelt. Und innerhalb der Professor:innenschaft wird der Rang des oder der einzelnen wiederum am Maßstab erkennbarer Forschungstätigkeit (durch Drittmittel, Publikationen, Doktoranden, Gutachter-tätigkeiten etc.) bestimmt. Wer zuviel oder zu gern lehrt, zählt weniger als jemand, der Lehre für überflüssig hält. Lehre ist nicht karriereförderlich. Daraus ergibt sich notwendigerweise auch ein stark hierarchisches Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden. Studierende stehen auf diese Weise am Ende der Hackordnung – das Druckmittel ihnen gegenüber ist die Zensur, deren Vergabe keine Begründung zur Bedingung hat, die Vergleichbarkeit bloß suggeriert und Konkurrenz unter den Studierenden fördert.

Transferprojekte in der Lehre stehen nun quer zu dieser Ordnung der Dinge. Die Arbeit mit externen Partnern bricht die Eigenlogik der Universität auf und zwar sowohl in organisatorischer als auch in qualitativer Hinsicht. Zeiten müssen anders getaktet werden, Bewertungsmaßstäbe differieren. Was akademisch gut erscheint, muss nicht notwendigerweise auch aus außerakademischer Perspektive als brauchbar erscheinen. So können Studierende durchaus eine gute Zensur für ihre Transferleistung erhalten (und zwar völlig gerechtfertigterweise) und dennoch eine Ablehnung dieser Arbeit durch den externen Partner erfahren (weil die Leistung in dieser Form außerhalb der Universität nicht verwendbar ist). Das bedeutet auch, dass der Maßstab ›Zensur‹ selbst ein zweites Koordinatensystem erhält. Gruppendynamisch lässt sich in Transfer Lehre-Projekten selten das hierarchische Gefälle zwischen Lehrenden und Studierenden aufrecht erhalten. Manchmal ist es sogar so, dass Studierende in solchen Projekten Kompetenzen zum Einsatz bringen können, über die die oder der Lehrende nicht oder nicht in diesem Maße verfügt. Es muss also je neu ausgehandelt werden, wie Lehrende und Studierende in solchen Projekten miteinander umgehen.

SIBYLLE MÜHLEISEN: Bei einem breiten Transferbegriff müssen allerdings nicht alle unter Transfer gefasste Aktivitäten aus Forschung und Lehre heraus passieren. Wissenschaftler melden sich zu aktuellen Themen in leicht verständlicher Sprache zu Wort und erklären dabei auch allgemein gesichertes Wissen, was nicht aus der eigenen Forschung abgeleitet wird. An den Hochschulen finden Angebote für die Öffentlichkeit statt wie Kinder-Unis oder die lange Nacht der Wissenschaft. Auch studentisches Engagement in Hochschulgruppen wird vielerorts unter Transferaktivitäten gefasst ohne eine Rückkopplung an Forschung oder Lehre. Die zuletzt genannten Beispiele sind meiner Meinung nach unter Third Mission zu fassen. Zuletzt sei der Transfer über Köpfe oder das Verfassen von B.A./M.A.-Arbeiten in Unternehmen genannt. Um eine eindeutige Zuordnung vorzunehmen, müsste der Begriff Transfer geschärft werden.

HIRAM KÜMPER: Es darf bei aller berechtigten Euphorie über Transfer eben auch nicht alles, was an der Uni und speziell in der Lehre geschieht, durch die Transferbrille gesehen

werden. Es muss auch weiterhin Forschung und Lehre geben, die nicht produkt- oder anwendungsorientiert ist. Aber es war längst überfällig, dass Hochschulen endlich mehr als nur theoretisch anerkennen, dass es zu ihren integralen Aufgaben gehört, gesellschaftliche Bedarfe zu erkennen, anzuhören und zu ihrer Lösung beizutragen. Hochschulen sind zum Glück von Politik und Wirtschaft systemisch entkoppelt und bei allem Alltagsfrust in vielem noch einigermaßen autonom; aber von der Gesellschaft sollten sie doch nicht entkoppelt sein. Und die hat nun Mal politische und wirtschaftliche Herausforderungen, die gelöst werden wollen. Und kulturelle. Und soziale. Insofern kann die Wirkung von Transferprojekten auf das Selbstverständnis der Studierenden als werdende Wissenschaftler:innen enorm sein. Dafür müssen diese Verbindungen aber auch stets klar benannt werden (Aufgabe für die Lehrenden!), d.h. es muss deutlich werden, dass ich hier nicht einfach nur ein bisschen herumspiele und es deshalb ›mal was anderes‹ ist, als Bücher zu lesen. Viele Projekte, die in hübschen Videos dokumentiert werden, vermitteln leider etwas dieses Bild (und das tut auch strategisch dem Gedanken, glaube ich, nicht gut). Zweitens aber muss Transfer in der Lehre dann einigermaßen selbstverständlich sein. Denn solange man das als außergewöhnlich und irgendein Innovationsgedöns erlebt, das man nun zufällig mitmachen kann, weil gerade mal Geld in irgendwelchen Extratöpfen da ist, dann wird das nur bedingt das eigene Selbstverständnis nachhaltig verändern. Selbstverständnis hat ja etwas mit ›selbstverständlich‹ zu tun. Wenn man aber den Umgang mit Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft als einigermaßen alltägliche Selbstverständlichkeit mit der akademischen Ausbildung geradezu nebenbei in sich aufsaugt, dann hat man am Schluss ein anderes Verständnis von Wissenschaft und sich selbst als Wissenschaftler:in als das die Generationen bisher vermutlich hatten.